

**Dieses Dokument ist eine Zweitveröffentlichung (Verlagsversion) /  
This is a self-archiving document (published version):**

Christoph Lundgreen

**Josiah Ober, The Rise and Fall of Classical Greece.**

**Erstveröffentlichung in / First published in:**

*Historische Zeitschrift. 2016, 303 (3), S. 809 – 816[Zugriff am: 29.06.2020]. De Gruyter. ISSN 2196-680X.*

DOI: <https://doi.org/10.1515/hzhz-2016-0473>

Diese Version ist verfügbar / This version is available on:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-713493>

„Dieser Beitrag ist mit Zustimmung des Rechteinhabers aufgrund einer (DFGgeförderten) Allianz- bzw. Nationallizenz frei zugänglich.“

This publication is openly accessible with the permission of the copyright owner. The permission is granted within a nationwide license, supported by the German Research Foundation (abbr. in German DFG).  
[www.nationallizenzen.de/](http://www.nationallizenzen.de/)

---

*Josiah Ober*, The Rise and Fall of Classical Greece. Princeton, N. J., Princeton University Press 2015. XXV, 416 S., \$ 35,-. // DOI 10.1515/hzhz-2016-0473

---

Christoph Lundgreen, Dresden/Rom

Demokratie, verstanden als politische wie ökonomische Teilhabe größerer Teile der Bevölkerung und eine Kultur von geregelter Konkurrenz, Innovation und Austausch haben zu einem für die Vormoderne ganz außergewöhnlich hohen Wirtschaftswachstum und damit mittelbar zur bekannten kulturellen Blüte der griechischen Welt geführt. Nicht weniger als dies ist die These des beeindruckenden Buches, das weit über die Alte Geschichte hinaus Interesse wecken und für Debatten sorgen wird – eben gerade, weil nicht die (bekannten) Errungenschaften der Griechen im Mittelpunkt stehen, sondern deren institutionelle Bedingungen. Das lädt zu Anschlussfragen auch in anderen Epochen und sogar für die Gegenwart ein.

Grundlage für diesen historischen wie methodischen Parforceritt sind neben der literarischen Überlieferung Daten des Copenhagen Polis Center und antiker Demographie sowie Ansätze von Neuer Institutionenökonomie, Netzwerkanalyse und Spieltheorie. Leser, die sich solcher Art auf Thomas Hobbes und Mancur Olson, auf

Ungleichheit, gemessen am Gini-Koeffizienten, Lorenzkurven und *inequality possibility frontier* einlassen, werden reich belohnt. Dass die Lektüre derweil nicht immer leicht ist, wird kaum überraschen, liegt gleichwohl vor allem daran, dass das Buch mehrere Fragen und Themen gleichzeitig verfolgt, die sich gegenseitig bedingen und überlagern. Innerer Kern ist die von älteren Vorstellungen in der Folge von Moses Finley radikal abweichende Beobachtung eines geradezu phantastisch anmutenden Wirtschaftswachstums (Kap. 4). Obers Hauptfrage, wie es dazu kommen konnte, wird einmal modellhaft-abstrakt (Kap. 5 in Verbindung mit 2 und 3) erklärt und dann historisch-konkret (Kap. 6–10) durchgespielt. Hinzu kommt als drittes Element die im Titel des Buches sowie im Diktum Lord Byrons angesichts griechischer Ruinen – „though fallen, great“ – evozierte Rahmenfrage nach den Gründen erst des (am Ende doch erfolgten) Niedergangs sowie des (langen) Nachlebens (Kap. 11). Die alle Ebenen durchdringende Antwort lautet: Die griechische Kultur konnte in der Renaissance wiederentdeckt werden, da sie bereits Makedonen und dann Römer so beeindruckt hatte, dass diese jene zu großen Teilen übernahmen; die kulturelle Blüte selbst basiert sowohl auf dem wirtschaftlichen Wachstum als auch den spezifischen Voraussetzungen des Wachstums, konkret Konkurrenz und Innovation im Sinne von Schumpeters „kreativer Zerstörung“.

Mit dem letzten Begriff sind wir bei einem Grundtheorem des modernen Kapitalismus angelangt, und es wird klar, dass eine Bewertung differenzieren muss zwischen althistorisch-archäologischen Beobachtungen und ihrer Erklärung durch Modelle. Vor solchem Hintergrund erscheint der Titel des Buches zwar im wörtlichen Sinn angemessen, bleibt aber zu konventionell, handelt es sich doch gerade nicht um ein routiniertes Standardwerk, sondern eine pointierte Darstellung, deren Ergebnisse und Anregungen unbedingt zu rezipieren sind.

Ober kann eine solch fundierte Synthese anbieten, indem er mehrere Forschungsstränge zusammenführt. Hier sind zunächst seine eigenen Arbeiten zu nennen, angefangen von frühen Werken zu Militärtechnik und Verteidigungsanlagen bis zu seiner Trilogie „Mass and Elite in Democratic Athens“ (1989), „Political Dissent in Democratic Athens“ (1998) und „Democracy and Knowledge“ (2008), in der es bereits (für Athen) um den Kompromiss von politischer Gleichheit und sozialer Ungleichheit, um die Anpassungsfähigkeit demokratischer Institutionen sowie um deren Blüte dank des freien Austausches von Wissen ging. Die von Ober vorgenommene Erweiterung des Blicks auf die griechische Welt insgesamt gelingt dann mit Rückgriff auf Forschungen, die zum großen Teil den *genius loci* des Autors teilen,

Stanford. Gemeint sind damit nicht nur die Arbeiten von Ian Morris und Walter Scheidel am Department of Classics, die die Vorliebe für historische Längsschnitte und diachrone Vergleiche mit neuen Formen einer antiken Wirtschaftsgeschichte verbinden (mit den grundlegenden Artikeln der hier genannten im *Journal of Institutional and Theoretical Economics* 2004), sondern auch Ergebnisse von Debora Gordon zu Ameisen (für funktionierende dezentrale Systeme im dritten Kapitel, anregend verwoben mit entsprechenden Passagen von Aristoteles), Stephen Haber zu Geographie und Klimawandel in der Geschichte, Barry Weingast zu Spieltheorie und Douglas North zu Institutionenökonomik. Hinzu kommt, ganz zentral, die Unterscheidung von „Natural States“ und „open access orders“ (North / Wallis / Weingast, „Violence and Social Orders“, 2012). Die zuletzt genannte Theorie behauptet zwei ganz grundsätzliche Möglichkeiten sozialer Ordnung: Während die „open access society“ durch Gleichheitsideale, offenen Zugang zu Organisationen und Rechtsstaatlichkeit gekennzeichnet ist, dominieren im „Natural State“ kleine Koalitionen Mächtiger und persönliche, d. h. patronale Strukturen und Privilegien. Dies ist deshalb interessant, weil den Autoren zufolge 99 Prozent aller Gesellschaften in der Geschichte (und zudem alle vor 1800) der Ordnung des „Natural State“ entsprochen haben. Ober kann dagegen zeigen, dass viele Elemente in der griechischen Welt der Poleis bereits in Richtung einer „open access order“ tendierten, dem (mehrfach erwähnten, wenngleich nicht en bloc diskutierten) Ausschluss von Frauen und Sklaven zum Trotz.

Allerdings hat man nach der Lektüre des Buches den Eindruck, dass Athen und die griechische Welt einen Sonderfall für fast alle größeren Theorien politischer, sozialer und ökonomischer Ordnung bilden. Eine erste solche Besonderheit besteht in der Abwesenheit von zentral organisierter Herrschaft, und zwar im doppelten Sinn. Zum einen bezieht sich die Beobachtung auf das Netzwerk der über 1000 Poleis, für deren Unterschiede, aber auch statistische Gemeinsamkeiten hinsichtlich Einwohnerzahl, Ausdehnung und geographischer Lage das 2. Kapitel eine vorzügliche Annäherung bietet. Zum anderen geht es um die innere Verfasstheit eben jener Poleis, die zwar phasenweise Tyrannis und Oligarchie, aber nie eine Form der Monarchie wie im Vorderen Orient sahen und im Laufe der Zeit dazu tendierten, eher mehr Bürger zu beteiligen, mit dem Höhepunkt im 4. Jahrhundert. Wie dann bei dezentraler Kooperation in größeren Gruppen das für Einzelne ja durchaus sinnvolle Abweichen von den gemeinsamen Regeln verhindert wurde, ist Thema des 3. Kapitels. Ober antwortet auf diese „free-rider“ (Trittbrettfahrer-)Problematik der *rational-*

*choice theory* mit Aristoteles' Vorstellung vom *zoon politikon*, welches sich, unterstützt von den richtigen Gesetzen und guter Erziehung, am Gemeinwohl ausrichtet. Genannt werden als passendes institutionelles Design eine Kombination von Bürger(staats)ideologie, tatsächlicher *face-to-face*-Zusammenarbeit auf der Ebene der die Gesellschaft durchziehenden kleineren Einheiten der Phylen, ferner Normdurchsetzung durch Denunziantenbelohnung sowie „altruistic punishment“ und schließlich eine gute Einsicht in das Risiko, bei mangelnder Kooperation innerhalb einer Polis Nachteile in der Konkurrenz mit Nachbargemeinden zu erleiden. Wie konkret solche Antworten im Einzelfall sind, sei dahingestellt; es sind damit jedenfalls schon fast alle Begriffe gefallen, mit denen im 5. Kapitel das große Wachstum im „Markt“ der griechischen Welt erklärt wird: Vertrauen und faire Regeln für Investitionsanreize, geringe Transaktionskosten, Konkurrenz und Innovation, kreative Zerstörung, Spezialisierung und Kooperation.

Der Modellerklärung (vgl. bes. S.105), die Klima und Geographie überzeugend nur als notwendige, aber nicht hinreichende Rahmenbedingungen aufführt, folgt der historische Durchgang vom Beginn der frühen Eisenzeit bis zum Aufstieg der Makedonen und den hellenistischen Herrschern in der Nachfolge von Alexander. Schwerpunkte liegen (sinnvollerweise) auf Athen, Sparta und Syrakus, bevor dann Philipp II. von Makedonien die Bühne betritt, sich erst die entwickelten finanziellen wie militärischen Fähigkeiten der griechischen Stadtstaaten zunutze macht, dann damit deren Unabhängigkeit beendet – nicht jedoch die wirtschaftliche Prosperität, worin nach Ober auch die Erklärung für das lange Nachleben der griechischen Kultur liegt. Dass bei solchen Längsschnitten und der dafür einzunehmenden Perspektive mittlerer Reichweite kleinere Ungenauigkeiten vorkommen, lässt sich kaum vermeiden, überzeugend werden aber Kontinuitätslinien und Pfadabhängigkeiten deutlich. So folgte dem Zusammenbruch der Handelsrouten für das zur Bronzeherstellung nötige Zinn nach dem Ende der minoisch-mykenischen Kultur in den sogenannten Dunklen Jahrhunderten ab der Jahrtausendwende die Eisentechnik, deren viel günstigere Waffenproduktion diejenigen Poleis mit einer größeren Anzahl an Kämpfenden gegenüber kleineren Eliten begünstigte und damit den Keim einer „middling class“ (wie der von Morris postulierten „middling ideology“) legte. Diese Entwicklung führte noch im 3. und 2. Jahrhundert dazu, dass hellenistische Herrscher auf die mögliche, aber kostspielige Eroberung von mit Mauern und bewaffneten Bürgern geschützten Poleis verzichteten bzw. sich mit mäßigem Tribut begnügten. Dass auch die städtischen Eliten in diesem Modell eine mäßige Besteuerung

innerhalb der eher demokratisch verfassten Ordnung einem möglichen Regimewechsel vorzogen, klärt spieltheoretisch Appendix II. Im Hintergrund steht hier eine weitere Kontinuität und Besonderheit der griechischen Welt: eine stabilisierende Spannungslage aus politischer Gleichheit bei sozialer Ungleichheit – wobei Letztere relativ gering war (s. u.).

Damit kommen wir zum ökonomischen Erfolg, den Ober bereits 2010 unter dem Schlagwort „Wealthy Hellas“ vorgestellt hat. Dieses 4. Kapitel lebt davon, dass Arbeiten von I. Morris zu größer werdenden Häusern und Skeletten als Indikatoren für Wachstum mit denen von W. Scheidel zur steigenden Bevölkerung verknüpft werden, denn nur so wird aus Wachstum das für die These wichtige Wachstum pro Kopf im Sinn eines steigenden Wohlstandes. Dass die Datenlage manchmal dünn ist, wird von Ober nicht bestritten, sondern online unter <http://polis.stanford.edu> zugänglich und nachvollziehbar gemacht hat. Und auch wenn die Zahlen (0,6–0,9 Prozent Wachstum bzw. 0,07–0,04 per capita) natürlich nur Annäherungen bleiben (und Ober daher stets eine Spannweite angibt), ist die eingeschlagene Perspektive des Vergleichs sinnvoll. So wird deutlich, dass der Wohlstand nicht nur höher als das sogenannte „pre-modern normal“, gemessen 1890 im Gebiet des heutigen Griechenlands, war, sondern erst von Holland und England in der Zeit vom 15. bis 18. Jahrhundert erreicht wurde. Wenn die Griechen sich selbst dennoch als relativ arm ansahen, bezog sich dies auf den Vergleich mit den extrem reichen Perserkönigen. Ober verweist dagegen zu Recht auf die Frage der Verteilung und kann eine relative große Gruppe (40–60 Prozent) moderat Wohlhabender feststellen, ein Befund, der sich beispielsweise an der Differenz zwischen (epigraphisch überlieferten) Lohn- und dem (errechneten) Subsistenzniveau ablesen lässt. Vergleichen und einordnen kann man diese (Un-)Gleichheit anhand des nach Corrado Gini benannten Wertes, der zwischen 0 – alle haben genau gleichviel – und 1 – eine Person hat alles – angesiedelt ist, wobei diese beiden Varianten empirisch natürlich nicht vorkommen. Wenn Ober für das 4. Jahrhundert einen Gini-Koeffizienten von 0,40–0,45 (inkl. Sklaven und Fremder) bezüglich des Einkommens berechnet – ein Wert, der ungefähr dem der USA im Jahr 1950 entspricht und die These einer relativen Gleichheit stützt –, ist dies bemerkenswert, da bei der steigenden Wirtschaftsleistung „normalerweise“ die Ungleichheit stärker ansteigt. Dass dies auch den Griechen durchaus bewusst war, zeigt das fiktive Gespräch von Solon und Kroisos bei Herodot (S. 78f.), in dem der Athener Tellos, den Solon als „Glücklichsten“ benennt, nicht nur durch Nachkommen sowie ehrenvollen Tod für seine Polis als tugendhaft, sondern

auch als verhältnismäßig wohlhabend charakterisiert wird. Gerade weil dieser Tellos als „Durchschnittsathener“ fungiert, ist diese Lektüre spannend. Überhaupt sind die Passagen erwähnenswert, in denen Ober nah an die Quellen herangeht, etwa Pseudo-Xenophon dafür heranzieht, dass Sklaven nicht produktiv arbeiten, wenn sie komplette Ausbeutung befürchten müssen (S. 113), oder die Einrichtung von Münzprüfern sowie den Zugang Fremder zu athenischen Gerichtshöfen als konkrete Beispiele anführt, mit denen die auf Getreideimporte angewiesene Stadt Athen im 4. Jahrhundert gezielt Transaktionskosten senkte (S. 245–248). Dass solcherart Athen ein gewisses Übergewicht hat, lässt sich nicht vermeiden; umso begrüßenswerter ist es, dass ansonsten die griechische Welt das Thema ist, für welche die Perspektive der Wirtschaftsleistung auch Kontinuitäten zutage fördert, die manche Periodisierung in Frage stellen; so blieb die Niederlage Athens im Peloponnesischen Krieg für das gesamtgriechische Wachstum offensichtlich ohne Bedeutung.

Und damit zu einer Bewertung. Außer Frage steht und stand schon immer die kulturelle Blüte der Griechen. Gleiches gilt für die Aneignung durch die Makedonen. Diesen Prozess kann Ober eindrucksvoll ergänzen, indem er spieltheoretisch überzeugend und historisch nachvollziehbar darlegt, wieso es für alle Beteiligten rational war, die Welt der Poleis auch im Hellenismus zu erhalten. Gleiches gilt für das große Wirtschaftswachstum. Unabhängig davon, ob konkrete Zahlen noch verändert werden: Hinter dieses neue Bild einer keineswegs statischen Wirtschaft mit florierendem Handel und hohem Austausch zwischen dicht besiedelten und relativ wohlhabenden, gut vernetzten Städten wird man nicht mehr zurückgehen können. Und solcher Art gut zugänglich, auch bereits in deutscher Übersetzung (Das antike Griechenland. Eine neue Geschichte, 2016 bei Klett-Cotta) erschienen, fordert Obers Werk zur Revision aller vorliegenden Narrative der griechischen Geschichte heraus.

Die These, dass Demokratie und dezentrale Organisation bestimmend oder gar maßgeblich für die Blüte verantwortlich waren, ist dagegen schwieriger zu bewerten, schon weil die Antwort nicht an hermeneutischer Lektüre oder neuen archäologischen Funden hängt, sondern an Modellen, deren Prämissen man teilen kann, aber nicht muss. Obers Erklärung mit der Figur von kreativer Zerstörung erfüllt aber die entscheidenden Kriterien: Sie ist erstens in sich widerspruchsfrei und zweitens plausibel, Letzteres vor allem, weil dies auch gut zur kulturellen Blüte, zur Entstehung von Geschichtsschreibung, Tragödie, Philosophie und Rhetorik passt, die Teil des Konzepts von *efflorescence* sind. Dass man auch noch andere Erklärungen finden mag, liegt in der Natur der Sache.

Am schwierigsten bleibt die implizite Frage bezüglich der Übertragbarkeit einiger Aspekte; hier muss man den manchmal durchscheinenden Optimismus nicht teilen. So sehr die Konzepte von breit gestreutem Wissen, Vertrauen und dezentralen Entscheidungsprozessen für Unternehmen aktuell gelobt werden (ob bei F. Laloux's „Reinventing Organizations“ oder Manville/Ober 2003), muss dies nicht für moderne, im Gegensatz zur Polis wohl weitaus weniger homogene, ja teils „verinselte“ Gesellschaften gelten, von der unklaren Rolle der Massenmedien darin ganz zu schweigen. Die größte methodische Frage (und Herausforderung!) bleibt schließlich der Zusammenhang von Demokratie und Wachstum, deren platte Gleichsetzung Ober zu Recht ablehnt (S.XV), aber auch deren Korrelation schon unsicher ist (einmal abgesehen davon, dass auch ständiges Wachstum kritisch gesehen werden kann). Wenn bei Ober alles so plausibel erscheint, liegt es vor allem daran, dass er einen sehr substanziellen Demokratiebegriff verwendet, der neben Investitionssicherheit und Rechtsstaatlichkeit auch die ökonomische Teilhabe vieler und generell eine Gemeinwohlorientierung der Politik umfasst. In der Tat dürfte dies alles wohl als überwiegend günstig für die wirtschaftliche Entwicklung angesehen werden, nur sind es keine notwendigen Bestandteile von Demokratie, worunter manche schlicht Entscheidungen einer Mehrheit verstehen (was aber vielleicht zu wenig ist). Zumindest können entsprechende Bedingungen auch von nicht demokratischen Regimen erfüllt werden, was letztlich schon bei Aristoteles nachzulesen ist und nicht zufällig das Ende des Buches mit der unter den hellenistischen Herrschern und noch bis 200 n. Chr. durchaus prosperierenden griechischen Welt interessant macht (vgl. die Tabelle S. 3).

Offene Fragen nach exakter Kausalität gegenüber sich pfadabhängig entwickelnden und dann selbstverstärkenden Strukturen sind Zeichen der Anregung, die das Buch bietet, keine Einwände gegen die Thesen oder die Modernität der Darstellung, die sich im Übrigen auch in der (fast ausschließlich englischsprachigen) Bibliographie spiegelt. Im Ergebnis gilt festzuhalten: Ober bringt erstens das Exzeptionelle der Griechen auf den Punkt und bietet dafür zweitens ein in sich kohärentes und plausibles Modell als Erklärung. Wer dem nicht folgen will, muss Alternativen aufzeigen. Was und ob wir etwas daraus lernen können, ist eine ganz andere Frage. Aber es steht zu hoffen, dass solcherart die griechische Antike wieder mehr in den Fokus gerät, als es in Studien zur „Geschichte des Westens“ (Winkler 2000), „Ursprüngen politischer Ordnungen“ (Fukuyama 2011) oder auch Zweckbestimmung des Staates („The Fourth Revolution“, Micklethwait/Wooldridge 2014) der Fall ist; zu wichtig



sind die hier aufgeworfenen Fragen nach Staat und Gesellschaft, Wachstum und Verteilung, Herrschaft und Kooperation.